

LE MONDE

diplomatique

Macht

Die Lektüre von Machiavelli inspiriert Jacques Derrida zu Anmerkungen über Füchse und die Außenpolitik der USA
▶ S. 3

Rebellion

Aus Bolivien berichtet Maurice Lemoine von der Rebellion der weißen Eliten gegen den Indio-Präsidenten
▶ S. 4/5

Staat

Bosnien-Herzegowina ist ein gut gemeinter Staat. Aber er funktioniert nicht, stellt Jean-Arnault Dérens fest
▶ S. 8/9

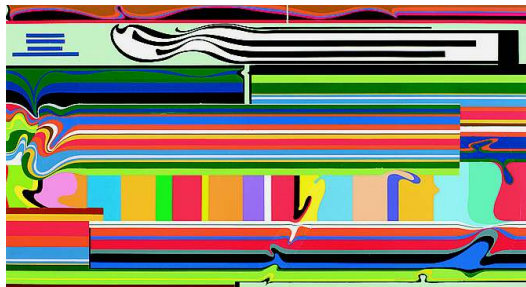
Kinder

In Rumänien nennt man sie die Eurogeneration. Keno Verseckwar bei den verlassenen Kindern der Arbeitsmigranten
▶ S. 12/13

Computer

Die Informationsgesellschaft braucht Hacker. Von den nützlichen Quälgeistern berichtet Jean-Marc Manach
▶ S. 19

Ronald de Bloemen



Metropolitain, 2007. Lack auf Leinwand, 130 x 240 cm
(zum Künstler siehe Seite 3)

Dossier: Humanitäre Hilfe ▶ Seiten 14 bis 17

Das Spiel der Großen im Kaukasus

von Jean Radvanyi

Im Konflikt um Südossetien hat Russland die Chance genutzt, um in seinem „nahen Osten“ als Ordnungsmacht aufzutreten. Dabei könnte die Anerkennung Abchasiens und Südossetiens die gesamte Kaukasusregion destabilisieren. Und Georgien zahlt die Zeche für eine außenpolitische Strategie der USA im Kaukasus, die auch den Europäern Sorgen macht.

oder sogar schürten –, um damit die Regierung in Tiflis zu schwächen. So unterstützte Moskau die Unabhängigkeitsbewegung in Südossetien – genauso wie die in Abchasien – im Bemühen, die Souveränität Georgiens über ihr Gebiet infrage zu stellen.³ Das Waffenstillstandsabkommen von Dagomys vom Juni 1992 schien zunächst die Chancen auf eine politische Lösung des Konflikts offenzuhalten. Südossetien konnte sich der Kontrolle durch Tiflis entziehen, wobei allerdings eine ganze Reihe georgischer Siedlungen auf südossetischem Territorium verblieben. Eine Friedenstruppe unter Aufsicht einer gemischten Kontrollkommission aus Russen, Süd- und Nordosseten und Georgiern sollte den Waffenstillstand sichern. Doch die alten Spannungen lebten sehr rasch wieder auf.

In Ergneti, einem Vorort von Zchinwali, entstand der größte Umschlagplatz für Schmuggelware im südlichen Kaukasus. Dieser quasi rechtsfreie Schwarzmarkt liegt strategisch ideal an der Transkaukasischen Fernstraße, die durch den Roki-Tunnel führend Russland und Georgien (beziehungsweise Nord- und Südossetien) miteinander verbindet. Auf dieser Route wurden vor allem russische und türkische Waren verschoben, wobei die Hauptprofiteure die korrupten ossetischen und georgischen Eliten waren.

Präsident und Gegenpräsident

Moskau bot den Bewohnern der abtrünnigen Region bald russische Pässe an, womit eine völkerrechtlich einmalige Situation entstand. Tiflis wiederum protestierte gegen die Zusammensetzung der Kommission, die den Status der Region aushandeln sollte. Die hielt sie für unausgewogen, weil von den vier betei-

ligten Parteien – Russland, Georgien, Südossetien und Nordossetien – drei die Sache Ossetiens unterstützten.

Präsident Michail Saakaschwili erklärte im Januar 2004, unmittelbar nach Regierungsantritt, seinen entschiedenen Willen, die beiden abtrünnigen Regionen Ossetien und Abchasien wieder voll unter die Souveränität Georgien zu bringen. Bestärkt wurde er in seiner Entschlossenheit durch die rasche Wiedereingliederung des ebenfalls abtrünnigen Adscharien im Süden, nachdem er Anfang Mai 2004 den lokalen Potentaten Aslan Abaschidse zum Rücktritt gezwungen hatte, ohne dass Moskau dagegen protestiert hätte.

Die Konflikte um Abchasien und Südossetien blieben dennoch zunächst eingefroren, obwohl Georgien zahlreiche wirtschaftliche und politische Druckmittel einsetzte: Der Markt von Ergneti wurde verschärft kontrolliert und am Ende geschlossen, georgische Dörfer in Südossetien bekamen Finanzhilfe, im November 2006 wurde gegen Eduard Kokoiya, den prussischen Separatistenpräsidenten von Südossetien, der progeorgische „Gegenpräsident“ Dmitri Sanakojew installiert.

Zugleich forderte Tiflis immer dringlicher eine Intervention Washingtons und Brüssels. Insbesondere schlug die georgische Regierung vor, die russischen Blauhelme durch Friedenstruppen von OSZE, Nato oder UNO abzulösen. Zudem schloss sie eine militärische Lösung, auf die einige georgische Politiker drängten, trotz der Warnungen des Westens nie aus.

Mithilfe der USA und der Türkei konnte die georgische Armee rasch modernisiert und militärtechnisch den Nato-Standards angepasst werden. Einige Beobachter äußerten sich besorgt über die modernen neuen Militärbasen

▶ Fortsetzung auf Seite 11

In der Falle

von Serge Halimi

Im Westen hielt man sich mit der Frage, wer für den Kaukasuskonflikt verantwortlich ist, nicht lange auf. Die französischen Spezialisten für alles, André Glucksmann und Bernard-Henri Lévy, erklärten sie kurzerhand für „obsolet“. Die Melodie hatte der neokonservative US-Politikberater Robert Kagan vorgesungen: Es sei „relativ unwichtig“, wer angefangen hat, schrieb er in der *Washington Post*. „Wäre Michail Saakaschwili nicht dieses Mal in Putins Falle getappt, hätte irgend etwas anderes den Konflikt ausgelöst.“

Solche Spekulationen provozieren die Frage: Wie hätten westliche Regierungen und Medien reagiert, wenn am hochsymbolischen Tag einer Olympiageröffnung ein anderer als der polyglotte Columbia-Absolvent Saakaschwili eine solche Militärrakete gewagt hätte?

Gewiss ist es bequemer, wenn man von vornherein weiß, wer die Guten und wer die Bösen sind. Die Guten, in diesem Falle die Georgier, haben die Pflicht, ihre territoriale Integrität gegen die separatistischen Machenschaften ihrer Nachbarn zu verteidigen. Die Bösen, wie die Serben, mussten das Selbstbestimmungsrecht der albanischen Minderheit im Kosovo hinnehmen, ihre Weigerung wurde mit Nato-Bomben beantwortet. Noch lehrreicher wird die Bilanz durch die Tatsache, dass Georgiens netter Präsident zur Verteidigung seines Territoriums 2000 seiner Soldaten zurückholen musste, die an der Besetzung des Irak beteiligt waren.

Am 16. August erinnerte George W. Bush feierlich an die Resolutionen des UN-Sicherheitsrats und an die „Unabhängigkeit, Souveränität und territoriale Integrität“ Georgiens, dessen „Grenzen genauso zu respektieren sind wie die anderer Staaten“. Offenbar haben allein die USA das Recht zu unilateralem Handeln, wenn sie ihre Sicherheit bedroht sehen (oder so tun). In Wahrheit liegen die Dinge einfacher: Washington benutzt Georgien (und umgekehrt), um Russland in Schach zu halten. Und Moskau benutzt Südossetien und Abchasien, um Georgien zu „bestrafen“.

Schon 1992 entstanden im Pentagon zwei Papiere, die eine Strategie entwarfen, um ein mögliches Wiedererstarken Russlands zu verhindern. Damals standen die USA nach dem ersten Golfkrieg und der Auflösung der UdSSR auf dem Gipfel ihrer Macht. Um ihre Hegemonie dauerhaft abzusichern, sollten sie mögliche Rivalen argumentativ davon abbringen, eine „größere Rolle anzustreben“. Sollte das nicht gelingen, wisse man schon, wie man ihnen ihre Ambitionen „ausreden“ könne. Das großzügige Angebot zielte vor allem auf Russland als einziger Macht der Welt, die den USA gefährlich werden könnte.

Kann man es der russischen Regierung verübeln, dass sie in der Unterstützung des Westens für die „farbigen Revolutionen“ in der Ukraine und Georgien, im Nato-Beitritt ehemaliger Warschauer-Pakt-Staaten und in der Stationierung von US-Raketen auf polnischem Boden ein Wiederaufleben der alten Strategien zu erkennen glaubt? Dass sie befürchtet, der Westen wolle Russland schwächen, egal wer dort gerade an der Macht ist und welche Politik in Moskau verfolgt wird?

Zbigniew Brzezinski, der 1980 die hochriskante Afghanistanstrategie der USA entworfen hatte (die Islamisten militärisch unterstützen, um die Kommunisten zu besiegen), benannte am 12. August einen weiteren Aspekt der US-Strategie: „Georgien garantiert uns den Zugang zum Erdöl und demnächst auch zum Erdgas in Aserbaidschan, im Kaspischen Meer und in Zentralasien. Es ist deshalb für uns von enormer strategischer Bedeutung.“ Diese Begründung ist übrigens nicht neu: Schon zu Zeiten von Boris Jelzin, als Russland am Boden lag, wollte Brzezinski die Russen aus dem Kaukasus und Zentralasien vertreiben, um die Energieversorgung des Westens sicherzustellen.

Inzwischen geht es Russland besser, den USA schlechter, und das Öl ist teurer. Diese drei Entwicklungen entfalten eine Dynamik, die Georgien jetzt – als Opfer der Provokationen seines Präsidenten – zu spüren bekommt.

Machtmensch und Machttier

Anmerkungen zu Machiavellis „Der Fürst“

von Jacques Derrida

In seiner berühmten Schrift „Der Fürst“¹ achtzehntes Kapitel, behandelt Niccolò Machiavelli unter der Überschrift „Wie die Fürsten ihr Wort halten sollen“ eine Frage, die an Aktualität nicht zu überbieten ist. Sie betrifft nicht nur die Einhaltung von Waffenstillstand, Waffenruhe und Friedensverträgen, sondern auch – denn das ist Grundprinzip jedes Vertrags und jedes Eides – die Einhaltung der Verpflichtungen, die die Herrscher gegenüber Institutionen oder einem autorisierten Dritten eingegangen sind. Und darum geht es beispielsweise bei der Einhaltung oder Nichterhaltung von UN-Resolutionen durch die USA oder Israel und bei allem, was damit zusammenhängt; aber auch bei den Maßnahmen, die die UNO im Hinblick auf den sogenannten internationalen Terrorismus (ein Begriff, der bei der UNO selbst für problematisch gehalten wird) trifft; und ebenso bei den Konsequenzen, die die UNO angesichts der gegenwärtigen Situation zieht, nachdem sie die USA ermächtigt hat, ihre Selbstverteidigung durch alle ihnen gebotenen scheinenden Mittel sicherzustellen.

Nun erscheint in dem Kapitel über das von den Fürsten zu haltende Wort die Frage „Wie die Fürsten ihr Wort halten sollen“ beziehungsweise „Ob die Fürsten ihren eingegangenen Verpflichtungen treu bleiben sollen“ untrennbar mit der Frage nach der „Eigentümlichkeit des Menschen“ verbunden. Und diese doppelte Frage, die in Wirklichkeit nur eine einzige zu sein scheint, wird auf interessante Weise behandelt. Man sieht darin den Wolf vorbeiziehen, aber auch etliche aus verschiedenen Tieren zusammengesetzte Wesen.

Die Frage nach der Eigentümlichkeit des Menschen steht in der Tat im Zentrum einer Debatte über die Gewalt des Gesetzes, zwischen Gewalt und Gesetz. In diesem Kapitel, das nicht nur als eines der machiavellistischen überhaupt, sondern auch als typisch für Machiavelli gilt, räumt dieser zunächst eine Tatsache ein – und ich betone hier das Wort „Tatsache“: De facto wird es für lobenswert gehalten, wenn ein Fürst seinen Verpflichtungen treu bleibt. Und es ist auch lobenswert, dass man muss zugeben. Nach diesem scheinbaren Zugeständnis (ja, es ist gut, es ist lobenswert, im Prinzip und von Rechts wegen sollte ein Fürst sein Wort halten) kommt Machiavelli auf die Tatsache zurück, von der er in Wirklichkeit nie abgewichen war: dass nur wenige Fürsten treu sind, nur wenige sich an die eingegangenen Verpflichtungen halten und die meisten von der List Gebrauch machen. Sie greifen fast immer zur List, wenn es um ihre Verpflichtungen geht. Denn de facto bleibt ihnen gar nichts anderes übrig.

Wir hatten gesehen, sagt er, wir haben feststellen können, dass die stärksten Fürsten, die siegreichen, den Sieg über jene davontrugen, die sich die Einhaltung ihres Eids zur Regel gemacht haben. „Ihr müßt also beachten (Machiavelli wendet sich sowohl an Lorenzo de Medici wie an den Leser), daß es zwei Arten des Kampfes gibt: einmal durch Gesetz und dann durch Gewalt.“² Also manchmal durch das Recht, die Gerechtigkeit, die Vertragstreue, Achtung von Gesetzen, Verpflichtungen und Vereinbarungen, durch Treu und Glauben – und manchmal durch den Bruch der Verpflichtungen, die Lüge, den Meineid, die Missachtung von Versprechen, den einfachen, brutalen Einsatz von Gewalt („das Recht des Stärkeren“).

Hieraus zieht Machiavelli eigenartige Schlussfolgerungen. Mithilfe der Gesetze zu kämpfen (also gemäß der Treue gegenüber den Verpflichtungen, als aufrichtiger Fürst, der die Gesetze achtet) sei, so Machiavelli, die Eigentümlichkeit des Menschen. Das sind seine Worte, mit denen er ein im Grunde kantianisches Argument aufgreift: Nicht zu lügen, die Pflicht zu haben, nicht zu lügen und keinen Meineid zu leisten, macht laut Kant die Eigentümlichkeit und die Würde des Menschen aus.

Die zweite Art zu kämpfen, nämlich durch die Gewalt, ist laut Machiavelli die der Tiere. Nicht mehr der Mensch,

sondern das Tier. Die Gewalt und nicht das Gesetz, das Recht des Stärkeren, das macht die Eigentümlichkeit des Tieres aus. Nach diesem zweiten Schritt geht Machiavelli in einem dritten Schritt auf das Argument ein, dass die erste Art zu kämpfen – mithilfe des Gesetzes – in Wahrheit unzureichend ist, denn sie ist im Grunde machtlos. Deshalb muss man auf die andere Art zurückgreifen. Der Fürst muss demnach mit beiden Waffen kämpfen, dem Gesetz und der Gewalt. Er muss sich sowohl als Mensch als auch als Tier verhalten. Der Fürst muss es also „gut verstehen, Mensch oder Tier zu spielen“.³

Wenn das Handeln mithilfe des Gesetzes (der Treue zum Eid und so weiter) machtlos ist, nicht funktioniert, schwach, zu schwach ist, dann muss man sich wie ein Tier verhalten. Der menschliche Fürst soll sich verhalten, als wäre er ein Tier. „Das haben in verhüllter Form die antiken Schriftsteller die Fürsten gelehrt: sie erzählen, daß Achilles und viele andere antike Fürsten dem Zentauren Chiron zur Erziehung übergeben worden sind, der sie unter seiner Zucht behüten sollte. Das soll nichts anderes heißen, als daß sie zum Lehrer einen Tiernischen hatten und daß es ein Fürst verstehen muß, beides zu sein; eines ohne das andere birgt keine Dauer.“⁴

Machiavelli legt den Nachdruck nicht so sehr auf den menschlichen Aspekt dieses zentauren Fürsten, dieses Herrschers, der Zögling und Schüler eines Zentaurs ist, der zugleich Mensch und Tier sein soll, sondern betont eher die Notwendigkeit, dass die animalische Seite selbst hybrid, zusammengesetzt, eine Mischung oder Verbindung zweier Tiere sein soll, des Löwen und des Fuchses. Nicht bloß ein Tier, sondern zwei in einem.

„Denn der Löwe ist nicht geschützt gegen die Schlingen und der Fuchs nicht gegen die Wölfe. Er muß also Fuchs sein, um die Schlingen zu kennen, und Löwe, um die Wölfe zu schrecken. Die sich nur auf die Löwenatur verstehen, sind nicht gut beraten.“⁵

Hier ist der Erzfeind immer ein Wolf. Das Tier, das verjagt, verdrängt, unterdrückt, bekämpft werden soll, ist der Wolf. Es geht darum, sich gegen die Wölfe zu wehren. Aber noch wichtiger und dringlicher ist es, den Wölfen Angst einzujagen: Denn der Fuchs ist nicht geschützt „gegen die Wölfe. Er muß also Fuchs sein, um die Schlingen zu kennen, und Löwe, um die Wölfe zu schrecken.“ Wenn der Löwe allein nicht ausreicht, um den Wölfen Angst einzujagen, muss man trotzdem, und zwar mit der Gewandtheit des Fuchses, die Terroristen terrorisieren, wie Charles Péguy⁶ seinerzeit sagte. Das heißt, dass man sich fürchten lassen soll als jemand, der potenziell noch furchtbarer, schrecklicher, grausamer und noch gesetzloser ist als der wilde Gewalt ver sinnbildlichende Wolf.

Ich will die gegenwärtigen und allzu offensichtlichen Illustrationen dieser Überlegungen nicht übermäßig strapazieren und lediglich an das erinnern, was auch Noam Chomsky in seinem Buch über die Schurkenstaaten⁷ feststellt: Das Stratcom (US Strategic Command)⁸ empfiehlt als Antwort auf die Bedrohungen des „internationalen Terrorismus“ der Schurkenstaaten (Englisch: *Rogue States* – ich erinnere daran, dass das Adjektiv „rogue“ auch Tiere bezeichnen kann, die die Regeln ihrer jeweiligen Tiergesellschaft missachten und sich von der Gruppe absetzen), dem Feind nicht nur durch die Drohung mit einem Atomkrieg Angst zu machen – was man sich immer reichlich überlegen sollte – oder gar durch Bioterrorismus, sondern vor allem dadurch, dass man ihm das Bild eines Gegners (eben der Vereinigten Staaten) vermittelt, der wie ein Tier immer zu allem bereit ist, der außer sich geraten und seine Beherrschung verlieren kann, der aufhören kann, rational und als vernunftbegabtes Wesen zu handeln, sobald es um seine vitalen Interessen geht.

Man dürfe sich nicht als „rational“ zeigen, heißt es in dieser Richtlinie, wenn es um die Bestimmung dessen

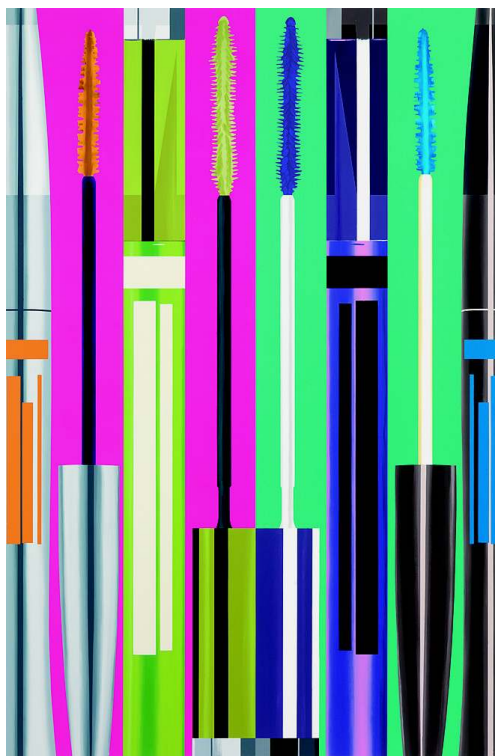
geht, was dem Feind am kostbarsten – und folglich zu bedrohen ist. Mit anderen Worten, man soll sich seiner Sinne nicht mächtig zeigen, zu verstehen geben, dass man seiner Sinne nicht mächtig sein und in der Bestimmung seiner Ziele wie ein Tier agieren kann, nur um Angst zu erzeugen und glauben zu machen, dass man zu allem bereit ist, dass man wahnsinnig wird, wenn vitale Interessen berührt sind. Man muss vortäuschen, dass man wahnsinnig, verrückt, irrational, also zum Tier werden kann. Es sei „schädlich“ („it hurts“), lautet eine der Stratcom-Empfehlungen, uns selbst als zu rational und beherrscht darzustellen. „Dagegen ist es für unsere Strategie „nützlich“ (beneficial), gewisse Elemente „außer Kontrolle“ (out of control) erscheinen zu lassen.“

Löwe kann das nicht. Der Fuchs muss hinreichend Fuchs sein, um den Löwen zu spielen und so weit zu gehen, dass, ich zitiere Machiavelli, „das Wesen des Fuchses verschleiert wird“. Ich lese Ihnen jetzt einige Zeilen vor, bei denen Sie sehen werden, dass Machiavelli ein bestimmtes Beispiel im Sinn hat. Er hält eine listige Lobrede auf einen fuchsgleichen Fürsten seiner Zeit:

„Es kann und darf ein kluger Fürst sein Wort nicht halten, wenn eine solche Treue ihm schädlich ist und wenn die Gründe wegfallen, derentwegen er sein Versprechen gegeben hat. Wenn alle Menschen Engel wären, wäre dieser Vorschlag kein guter; aber sie sind es leider nicht und würdest dir nicht Wort halten; daher brauchst du es ihnen auch nicht zu halten. Es fehlen einem Fürs-

tionelle Formen gegossen wurde, zu verletzen oder zu schwächen, während sie zugleich den schwächsten Staaten vorwerfen, es zu missachten und Schurkenstaaten zu sein. Diese mächtigen Staaten, die für die anderen und sich selbst immer Gründe parat haben, mit denen sie sich rechtfertigen, und die trotzdem nicht unbedingt recht haben, nun, sie setzen sich über ihre ohnmächtigen Gegner einfach hinweg – und reißen sich manchmal wie grausame, wilde oder wutschraubende Tiere von ihren Ketten los.

¹ Niccolò Machiavelli. „Der Fürst“. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Blaschke. Leipzig (Felix Meiner Verlag) 1924 (sämtliche Zitate nach dieser Ausgabe), S. 67–70.



Waldputz, 2007, Lack auf Leinwand, 120 x 230 cm

Ronald de Bloeme

Auf den oft grell-bunten Malereien des in Berlin lebenden niederländischen Künstlers Ronald de Bloeme (geboren 1971) kommen uns immer wieder Elemente bekannt vor, ohne dass wir sie sofort zuordnen könnten. Das kann verunsichern. Bei einem roten Stern mag man zuerst an die Fahne eines kommunistischen Landes denken, bevor man ihn als Logo einer Biermarke erkennt. Verpackungen und Logos (Amtrak, Zigarettensmarken et cetera) aus der alltäglichen Warenwelt werden manipuliert zu quasi abstrakter Malerei. Der Maler eignet sich an, was er sieht, und bezeichnet sich selbst als „visuellen Piraten“. Die gemalten Collagen lassen auch an Architektur, Strichcodes, Fernsehtestbilder und Zensurbalken denken. Die meist großen Formate entfalten ihre volle Wirkung erst, wenn man vor ihnen steht. Bis zum 13. Oktober sind Arbeiten von de Bloeme in der Berlinischen Galerie in Berlin zu sehen. Für die Abbildungen danken wir der Hamish Morrison Galerie, wo de Bloeme ab dem 5. September in der Gruppenausstellung „Edges of Darkness“ vertreten ist. www.hamishmorrison.com

Wilhelm Werthern

Diese Fähigkeit zur Täuschung, diese Macht des Scheins soll der Fürst erwerben, um sich mit den Eigenschaften sowohl des Fuchses als auch des Löwen auszustatten. Die Verwandlung ist selbst eine menschliche List, eine List des Fuchsmenschen, die vortäuschen soll, keine List zu sein. Das ist das Wesen der Lüge, des Märchens oder des Trugbilds, nämlich sich als Wahrheit oder Wahrhaftigkeit darzustellen, zu schwören, dass man treu ist, und das wird immer die Voraussetzung für die Untreue sein. Der Fürst soll nicht nur ein Fuchs sein, um listig wie der Fuchs zu sein, sondern vorzutäuschen, etwas zu sein, was er nicht ist, und nicht das, was er ist. Also um vorzutäuschen, kein Fuchs zu sein, während er in Wirklichkeit ein Fuchs ist. Unter der Bedingung, dass er ein Fuchs ist oder zum Fuchs wird oder wie ein Fuchs wird, kann der Fürst zugleich Mensch und Tier, Löwe und Fuchs sein.

Nur ein Fuchs kann sich auf diese Weise verwandeln, kann sich daran machen, einem Löwen ähnlich zu sein. Ein

ten niemals gute Gründe, seinen Wortbruch zu bemänteln. Man könnte zahllose Beispiele der jüngsten Zeit dafür anführen und zeigen, wie viele Verträge, wie viele Versprechungen durch die Untreue der Fürsten eitel und vergeblich geworden sind; wer am besten sich auf die Fuchsnatur versteht, ist am besten gefahren. Aber man muß dieses Wesen gut beschönigen und im Heucheln und Verstellen Meister sein: die Menschen sind so einfülig und gehorchen so den Bedürfnissen des Augenblicks, daß der Betrüger immer solche findet, die sich betrügen lassen.“⁹

Ist es noch nötig, an die zahllosen Beispiele aus unserer Moderne zu erinnern, in der, wie Hannah Arendt betonte, ausgerechnet die mächtigsten Staaten, indem sie das internationale Recht nach ihren Interessen gestalten und beugen, den schwächsten Staaten die Grenzen ihrer Souveränität aufzeigen und diese de facto auch festschreiben. Manchmal gehen sie sogar so weit, das internationale Recht, das nicht zuletzt durch ihren eigenen Beitrag in institu-

² Ebenda, S. 67.

³ Ebenda.

⁴ Ebenda, S. 67/68.

⁵ Ebenda, S. 68.

⁶ Französischer Innenminister unter Chirac von 1986 bis 1988 (Anm. d. Red.).

⁷ Noam Chomsky. „Rogue States. The Rule of Force in World Affairs“. Cambridge (South End Press) 2000 (Deutsch: „War against People. Menschenrechte und Schurkenstaaten“). Hamburg, Europa Verlag, 2001, S. 6/7.

⁸ Eine der zehn vereinigten Befehlsgewalten des US-Verteidigungsministeriums. Stratcom übt die militärische Kontrolle über sämtliche Kernwaffen der Vereinigten Staaten aus (Anmerkung der Redaktion).

⁹ Machiavelli, siehe Anmerkung 1, S. 68.

Aus dem Französischen von Jürgen Schröder

Jacques Derrida (1930–2004) lehrte Philosophie an der Ecole des hautes études en science sociales. Zu seinen Hauptwerken zählen die „Grammatologie“ und „Die Schrift und die Differenz“. Der hier abgedruckte Text ist ein leicht gekürzter Auszug aus dem im Herbst 2008 postum bei Editions Galilée (Paris) erscheinenden Band „Séminaire La bête et le souverain, volume 1 (2001–2002)“. Die deutsche Übersetzung des Buches erscheint voraussichtlich 2011 beim Passagen Verlag (Wien).